

Nr. 1/2026
www.nazareth.de

Nazareth Brief

Diakonische Gemeinschaft
Nazareth

**weltweit.
lebendig.
verbunden.**



INHALT

- 3 **Vorab**
Friederike Beuter
- 6 **Mission und Ökumene –
Mein Aha-Moment**
Nina Schmidt
- 10 **We've got a mission
Nazareths Mission
Historie und heute**
Regine Buschmann
- 14 **Geboren in Tansania.
Warum ich global denke,
glaube und handle.**
Helmut Scholten
- 16 **Mixed Identity
Geboren in Bielefeld.
Aufgewachsen in Ostafrika.**
Florian Blauth
- 18 **Nachhaltige Eindrücke
Unsere Diakonie-Reise
nach Tansania**
Werner Blauth
- 22 **Unvergessliche Begegnungen
in Tansania**
Uta Braune Krah
- 26 **Drei Schülerinnen im Gespräch**
Charlotte Beuter
- 28 **Ni vizuri tu pamoja!
It is good to be together!**
Michael Herrlich
- 34 **Wir setzen Zeichen der Hoffnung
Aktuelle Nachrichten aus Palästina**
Sally und Ibrahim Azar
- 36 **Mehr davon**
- 38 **Wer unter dem Schirm
des Höchsten geht ...**
Friederike Beuter
- 39 **Impressum**

WELTWEIT. LEBENDIG. VERBUNDEN.

Mission und Ökumene
gemeinschaftlich denken –
und handeln

Liebe Geschwister,

Epiphania ist eines der ältesten kirchlichen Feste und erinnert an den Besuch der sogenannten Weisen aus dem Morgenland an der Krippe und an Gottes Erscheinen in unserer Welt. Epiphania ist in unserer Gemeinschaft seit vielen Jahren verbunden mit einem Gottesdienst – inzwischen am Sonntag nach dem Feiertag, der in der evangelischen Tradition das Ende der Weihnachtszeit anzeigt. In diesen Gottesdiensten sind über viele Jahre Menschen aus unserer Gemeinschaft in ihren Dienst in der Welt, der weiten Welt entsandt worden. Lutindi in den Usambara-Bergen in Tansania war vermutlich der häufigste Zielort der mit einem Segenswort bedachten Nazareth-Geschwister, zu denen ich auch die Familien zähle.

Im letzten Jahr haben wir den Mitgliedern einer ganzen Reisegruppe den Segen Gottes zugesprochen. Wenige Tage nach unserem Fest hat sich die Gruppe auf den Weg nach Tansania gemacht. Eine Diakonie-Reise stand auf dem Plan. Die Idee dazu war entstanden in der AG Ökumenische Beziehungen. Drei- bis

viermal im Jahr beschäftigen wir uns in der Arbeitsgemeinschaft mit Fragen der Ökumene, informieren uns gegenseitig, beraten miteinander, entscheiden über Spendenprojekte u. ä. Ökumene, so merken wir dort, lebt aus den Beziehungen zwischen Menschen. Insofern war es nur folgerichtig, dass der Generalsekretär der Nord-Ost-Diözese (North-Eastern Diocese/NED-ELCT) in Tansania uns begrüßte mit den Worten: „Ihr kommt wieder zu uns, immer wieder, seit vielen Jahren. Daran sehe ich, dass Ihr unsere Geschwister seid.“

Beziehungen leben von Besuchen, von Begegnungen, von gemeinsamen Erlebnissen und geteilten Erfahrungen. Das war übrigens auch bei den Weisen an der Krippe nicht anders. Wenn ich mir vorstelle, dass sie gemeinsam gereist sind, den Stern und den angekündigten König vor Augen, dann war das ganz sicher eine Besonderheit, die sie auch nach dem Besuch nicht wieder losgelassen haben dürfte, als sie ihrer Wege gingen, die anders als vom herrschenden König gewünscht, nicht über Jerusalem führten.

Unsere Gemeinschaft hingegen hat vielfältige Beziehungen ins heutige Jerusalem und ins Westjordanland, eine Gegend, in der sich unsere Geschwister

in der Vergangenheit, aber auch aktuell wieder schweren Konflikten ausgesetzt sehen. Unsere Solidarität und unsere Gebete sind hier dringend vonnöten!

Mit den Geschwistern aus der Iglesia Evangélica del Río de la Plata (IERP) in Argentinien, Paraguay und Uruguay sind wir ebenfalls seit vielen Jahren verbunden. Mal mehr und mal weniger intensiv sind die Kontakte. In den letzten Gesprächen aber ist deutlich geworden, dass einige Themen völlig unabhängig von Breiten- und Längengraden uns alle betrifft. Klimawandel und damit zusammenhängende Naturkatastrophen, extreme, die Gesellschaft spaltende Positionen, eine zunehmend sich öffnende Schere zwischen armen und reichen Menschen – diese Phänomene bzw. ihre Folgen für die Menschen stehen bei den Geschwistern in Südamerika ebenso auf der Agenda wie in unseren Kirchen und Gemeinschaften.

Es ist gut darum zu wissen, aber noch besser ist es, miteinander zu handeln, sich gemeinsam auf dem Weg zu wissen und wie die Weisen von der Krippe in unterschiedliche Richtungen aufzubrechen und die gute Nachricht von der Menschwerdung Gottes in die Welt zu tragen: in Kirche und Diakonie, an Schreibtische

und Krankenbetten, an Abendbrottische und in Schulmensen, in Wort und Tat.

Im vergangenen Jahr haben viele Reisen zu und Begegnungen mit den Geschwistern in Tansania stattgefunden; mit Fotos und Worten haben wir am Epiphaniastreffen vor wenigen Wochen davon erzählt. In diesem NazarethBrief erzählen noch mehr Stimmen von der langen Geschichte unserer weltweiten und lebendigen Verbundenheit – vor allem mit den Menschen in Lutindi und Irente, in Mwanga und der Gemeinde der Massai. In allen Erzählungen stehen die Menschen, stehen die berührenden und beeindruckenden Begegnungen zwischen Menschen an den so unterschiedlichen Orten unserer Welt im Vordergrund.

Mission bedeutet Auftrag und meint so etwas wie die Weitergabe und Verbreitung einer wichtigen Nachricht. Oft, vermutlich zu oft wurde Mission als ein menschlicher Auftrag aufgefasst, eine Nachricht von Menschen an Menschen. Im Eigentlichen aber geht es um Gottes Mission, um Gottes Auftrag an uns Menschen. Mission, so schreibt Claudia Währisch-Oblau in ihrem Buch *Mission – geht's noch?*, „ist die Bewegung der Geistkraft Gottes in der Welt“. In der nördlichen oder auch in der westlichen

Hemisphäre fällt es uns Menschen, oft nicht leicht, das zu akzeptieren, haben wir doch gerne alles selbst in der Hand und am liebsten auch im Griff. Aber die Erinnerung daran, dass die Geistkraft Gottes weht, wo und wie sie will, ist sicher nicht schädlich. Mission findet heute nicht und fand in Wirklichkeit eben nie nur in geordneten und strukturierten Bahnen statt, sondern manchmal – gar nicht so selten nämlich – zwischen Menschen und an Orten, mit denen wir vorher nicht gerechnet hätten. Diese Unverfügbarkeit der Geistkraft ist schließlich wesentlich – für Gott und auch für Gottes Mission.

Die Weisen haben Geschenke mit an die Krippe gebracht, so heißt es im Matthäusevangelium. Mindestens ebenso reich beschenkt haben sie den Gottessohn wieder verlassen, um Gottes Nachricht in die Welt zu tragen.



Friederike Barts.

MISSION UND ÖKUMENE – MEIN AHA-MOMENT¹



Ich bin skeptisch ... seit ich mich im Alter von 16 Jahren (Mitte der Neunziger Jahre) zum ersten Mal mit dem Missionsbegriff auseinandergesetzt habe und dem, was dahintersteckt, bin ich skeptisch. Damals habe ich von einem Bekannten, der gerade seinen Schulabschluss gemacht hatte, erfahren, dass er als Missionar nach Afrika gehen wollte. Für ihn war das ein: „Ich erkläre den Menschen den wahren Glauben in einfacher Sprache und wenn Sprache nicht reicht, mit Zeichnungen.“ Das hat mich nach einer

ersten Faszination abgeschreckt, aber ich konnte damals noch nicht genau erklären, woher mein seltsames Gefühl kam.

Dann ging eine Freundin und Nazareth-Schwester Verena Brakmann über die Vereinte Evangelische Mission (VEM) nach Tansania. Da war ich Anfang 20, hatte aber immer noch das Bild der 16-Jährigen im Kopf. Ich war skeptisch. Was ich von der Arbeit meiner Freundin hörte und die Bilder, die ich sah, spiegelten das alte Bild nicht wider. Ich sah ein

Miteinander, ein Geben und Nehmen, ein Voneinander-Lernen. Aber bekanntlich halten sich Vorurteile gut, und so brauchte ich noch einige weitere Begegnungen mit Nazareth-Geschwistern und Menschen aus der VEM, um eine Idee davon zu bekommen, dass Mission nichts Übergriffiges haben muss und dass ein Missionswerk den Missionsbegriff selbstbewusst im Namen tragen kann. Doch hätte mich jemand nach diesem Begriff gefragt, ich hätte weiterhin gesagt: „Ich bin skeptisch.“ Schließlich sind unter dem Deckmantel des sogenannten Missionsbefehls aus Matthäus 28,16-20 lange Zeit Menschen kolonialisiert worden.

Und dann hielt ich im letzten Jahr das Buch *Mission – geht's noch?* von Claudia Währisch-Oblau in den Händen. Sie war zuvor Leiterin der Abteilung Evangelisation der VEM. Ich zeige hier ein paar Aspekte aus dem Buch auf, die mir deutlich machen, dass auch ich Missionarin sein kann und dass wir alle eine Mission haben können, ohne übergriffig sein zu müssen.

Die Herausgeberin zeigt mit Autorinnen und Autoren aus aller Welt, dass Mission, postkolonial gedacht, ökumenisch ist. Dass Mission kein „wir für die“ ist, sondern ein Miteinander. So erklärt Fidon

Mwombeki, Pfarrer aus Tansania, dass schon in der Kolonialzeit der Unterschied zwischen Mission und Kolonisation für die Menschen deutlich war.² Er stellt dar, dass missionarisch wirkende Menschen an Gemeinschaft interessiert waren, an Sprache und Kultur der Menschen, zu denen sie kamen, wohingegen kolonialistisch wirkende Menschen Macht ausüben wollten. Gelungene Mission wäre also auch damals schon eine gute Sache gewesen, aber sie fand meist als Teil von Kolonisation statt, und so verschwammen die Grenzen oft auf brutale Weise.

Daher ist es, so Währisch-Oblau, für eine postkoloniale Mission wichtig, dass wir die Geschichte der Kolonisation „wahrnehmen, analysieren und erinnern“.³ Im Austausch mit Menschen aus dem globalen Süden hat sie selbst eine Idee davon bekommen, dass Gott aus menschlicher Schuld Positives wachsen lassen kann (nach Genesis 50,20).⁴

1 Ausgelöst durch das Buch „Mission – Geht's noch? Warum wir postkoloniale Perspektiven brauchen“, herausgegeben von Claudia Währisch-Oblau.

2 Vgl. Seite 32.

3 Seite 49f.

4 „Ihr hattet Böses mit mir geplant, aber Gott hat es zum Guten gewendet.“

Für sie ist das Wissen, dass wir nicht auf Anhieb in unserem Tun perfekt sein müssen, auch ein Grund, an Mission festzuhalten. Dabei betont sie, dass es unerlässlich bleibt, dass wir uns bemühen, nach dem richtigen Weg für unser Tun zu suchen. Dieser Gedanke ist getragen von der Annahme: „Die Mission ist Gottes Mission, und darum können Menschen sie nicht zerstören.“

Um das nachvollziehen zu können, liest die Autorin Matthäus 28,16-20 anders als üblich, nämlich postkolonial.⁵ Und so übersetzen Claudia Währisch-Oblau und Gotthard Oblau den Bibeltext in Anlehnung an die Übersetzung der Bibel in gerechter Sprache: *Die elf Jünger wanderten nach Galiläa auf den Berg, zu dem Jesus sie bestellt hatte. Und als sie ihn sahen, knieten sie vor ihm nieder, einige aber zweifelten. Jesus trat zu ihnen heran und sagte: Gott hat mir alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben. Auf, lasst alle Völker mit euch mitlernen! Taucht sie ein in den Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und der Heiligen Geistkraft. Lehrt sie, alles zu tun, was ich euch aufgetragen habe. Und seht, ich bin alle Tage bei euch, bis an das Ende der Zeiten.*

Demnach hat Jesus mit dem sogenannten Missionsbefehl nicht den Auftrag

erteilt, sich auf die Reise zu machen, das Evangelium in fernen Ländern zu predigen, die Heiden zu bekehren und zu taufen.⁶ Mit Blick auf den Bibeltext zeigt Claudia Währisch-Oblau drei Dinge:

1. Mission findet von den Rändern her statt, nicht aus der Mitte der Gesellschaft.

Die biblische Geschichte hat ihren Ursprung auf einem Berg in Galiläa und nicht in den politischen Machtzentren der Zeit.

2. Mission geschieht nicht durch perfekte Christinnen und Christen.

Die Jüngerinnen und Jünger schwanken zwischen tiefem Glauben und Zweifel. Sie sind nicht perfekt, sie sind Lernende.

3. Mission hat den Auftrag, Lerngemeinschaften zu bilden.

Wenn die Jüngerinnen und Jünger als Lernende verstanden werden, die andere zu Jüngerinnen und Jünger machen sollen, dann bedeutet es, dass sie Mitlernende suchen.

5 Kapitel 3 ab Seite 51.

6 Vgl. Seite 52 – Seit 1786 geläufige Auslegung nach William Carey.



Wenn wir diese Lerngemeinschaften bilden und uns gegenseitig verdeutlichen, dass es im biblischen Wahrheitsverständnis „nicht um richtig oder falsch, sondern um verlässliche Beziehungen und Vertrauen“ geht,⁷ dann können wir uns aus diesem Vertrauen heraus erzählen, was uns begeistert. Daraus entsteht Mission.

Es lohnt sich, mehr als einen Blick in das Buch von Claudia Währisch-Oblau zu werfen, denn es zeigt auch, dass schon vor vielen Jahrhunderten in anderen Teilen der Welt gelungene Mission durch interreligiösen Dialog stattfinden konnte.⁸ Und so wird in der Rückschau deutlich, wie Mission auch heute noch gehen kann:

Mission redet ehrlich von dem, was unser Herz erfüllt. Dafür dürfen wir, von Gottes Geistkraft bewegt, in die Welt gehen, in der Nachfolge Jesu Machtkritik üben – getragen von Menschen aller Kontinente und ihren unterschiedlichen Glaubensweisen.⁹ Dafür benötigen wir keine herabwürdigende leichte Sprache oder verniedlichende Zeichnungen, wie mir in den Neunziger Jahren suggeriert wurde. Dafür brauchen wir Ökumene.



Nina Schmidt

.....
7 Seite 137.

8 Seite 16f – Mönche der ostsyrischen Kirche brachten das Evangelium im 7. Jahrhundert aus dem heutigen Iran entlang der Seidenstraße bis nach China.

9 Vgl. Seite 11

WE'VE GOT A MISSION

NAZARETHS MISSION HISTORIE UND HEUTE



Als Friedrich v. Bodelschwingh im ausgehenden 19. Jahrhundert von Berlin nach Bethel kam, um die Leitung der neu gegründeten diakonischen Institution zu übernehmen, da hatte er ein Missionswerk im Gepäck. Die damalige Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika, kurz EMDOA, sandte unter seiner Leitung Pfarrer als Missionare in die deutsche Kolonie – das heutige Tansania.

Bodelschwingh hatte aber die Idee, nicht nur theologisch ausgebildete Missionare zu senden. Er wollte Diakonissen und Diakone schicken, die sich um Bildung und Gesundheit der Menschen in Deutsch-Ostafrika kümmern sollten. So entstand ein einmaliges Konzept von Diakoniemission, welches bis heute in vier evangelisch-lutherischen Kirchen in Tansania Früchte trägt.

Zunächst begannen Nazareth-Brüder im Küstenort Daressalaam. Bis heute kann man dort auf der Halbinsel Kigamboni die alte Betheler Kapelle sehen. Etwas im Hinterland im Ort Maneromango in den Pugu Hills bauten sie ein Missionshaus. Hier wurden Kinder unterrichtet und eine kleine Krankenstation aufgebaut.

Die Malaria machte den Missionaren schwer zu schaffen, und so machten sie sich auf den Weg in höher gelegene Regionen, dorthin, wo die Mücken nicht so zahlreich waren. Nach Wochen der Wanderung kamen sie in die Usambara-Berge. Verhandlungen mit dem dortigen Chief führten zur Überlassung eines Bergrückens – Lutindi. Die Menschen in Usambara glaubten, dass im häufigen Nebel auf dem Berg böse Geister ihr Unwesen trieben. Und sie hofften, dass entweder die Missionare von diesen vertrieben wurden oder aber diese selbst die Geister vertreiben könnten. Letzteres ist offenbar gelungen, denn bis heute ist Lutindi – zunächst ein Heim für befreite Sklavenkinder, dann das erste psychiatrische Krankenhaus der Kolonie – ein lebendiger Ort und eine sehr gut besuchte Klinik.

Weiter ging es – tiefer in die Usambara-Berge hinein nach Lushoto, Irente und

Mlalo. Gesundheitsstationen, Schulen, ein Waisenhaus und später eine Farm zeugen bis heute von der Arbeit der Nazareth-Brüder. Auch eine alte Kapelle in der Stadt Lushoto steht noch und wird von der dortigen Kirche in Ehren gehalten. Nazareth-Diakon Heinrich Waltenberg wurde zum ersten Bischof der Nord-Ost Diözese.

Die nächste Station war dann die Stadt Bukoba. Auch dort gründeten die Nazareth-Brüder eine psychiatrische Klinik, ein Waisenhaus, Gesundheitsstationen und Schulen. Bruder Robert Hege und seine Frau Elisabeth sind dort wichtige Mitarbeitende gewesen; die Polyklinik erzählt schon mit ihrem Namen Ruantege („run to Hege“) eine besondere Geschichte.



In den Siebziger und Achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts schickte die dortige Kirche tansanische Mitarbeitende zur Diakonenausbildung nach Bethel: Deogratias Mahamba, Simon Kakwemeile, Theonest John und Samson Lugaiza sollten zurück in der Heimat eine eigene Diakonenausbildung in der Kirche gründen. Dazu ist es leider nie gekommen. Dennoch ist nicht zuletzt durch diese Brüder die Verbindung zwischen der Nord-West-Diözese und Nazareth immer bestehen geblieben. Kursusgeschwister der tansanischen Brüder haben viel Kontakt gehalten. Über lange Zeit gab es immer wieder Besuche. Nun sind die Brüder in Tansania alt und teils bereits verstorben und die Kontakte werden deutlich weniger. Jedoch konnte die Nord-West-Diözese ein deutliches diakonisches Profil entwickeln und viele diakonische Einrichtungen gründen. Alle werden heute von Menschen aus Tansania geleitet.

Weitere Stationen der Nazareth-Brüder waren dann Karagwe (heute eine eigene Diözese) und schließlich Ruanda. Der Kontakt in die ruandischen Kirchen ist eingeschlafen, vermutlich auch weil dort die Landessprache wegen der belgischen Kolonialmacht Französisch wurde und die Kirchen presbyterianisch und anglikanisch.



In Bukoba und Karagwe sind nach Bethel/Sarepta-Vorbild auch Diakonismutterhäuser aufgebaut worden.

Bis heute fühlen sich diese vier Diözesen in Tansania Bethel und der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth tief verbunden. Eine besondere Beziehung besteht zur Nord-Ost Diözese durch



die lange Reihe von Nazareth-Brüdern und ihren Familien, die die Leitung des psychiatrischen Krankenhauses Lutindi innehatten. Immer wieder wahrnehmbar war das auch in Bethel z. B. durch Aussendungsgottesdienste an Epiphanias, Berichtsabende und Reisen von Geschwistern nach Lutindi. Seit einigen Jahren liegt die Leitung von Lutindi

in den Händen von Katyetye Marwa. Damit ist der Schritt zur „Afrikanisierung“ der Leitung der Einrichtung erfolgreich vollzogen.

Schließlich hat unsere Gemeinschaft auch neue Herausforderungen angenommen: Die Übernahme der Stipendien für Massai-Mädchen in der Mwanga-Diözese oder die Mitarbeit am Aufbau eines Bachelor-Studiengangs für psychiatrisches Personal sind Beispiele dafür. Dessen Absolventinnen und Absolventen haben die psychiatrische Versorgung in Tansania signifikant verbessert. Sie arbeiten in vielen kleinen Polykliniken über das ganze Land verteilt; einer von ihnen ist der afrikanische Leiter von Lutindi.

Ohne Bildung kann Entwicklung nicht stattfinden. Das hat schon Friederich v. Bodelschwingh gewusst – und das gilt bis heute.



Regine Buschmann

GEBOREN IN TANSANIA. WARUM ICH GLOBAL DENKE, GLAUBE UND HANDLE.

Ich wurde 1937 im Tanganjika, heute Tansania, in der Nähe des Viktoriasees geboren. Meine Eltern waren Mitarbeitende der damaligen Bethel-Mission. Auch ihre Eltern waren Mitarbeitende der Baseler bzw. der Rheinischen Mission. Mein Vater wurde in Kamerun (West-Afrika) und meine Mutter in Sumatra (Indonesien) geboren. Meine Urgroßeltern väterlicherseits gehörten ebenfalls zu einer Missionsgesellschaft. Sie lebten und arbeiteten in Mittelamerika. Mein Vater wuchs in London auf, wo mein Großvater Pastor der Deutschen Gemeinde wurde, als er und seine Familie von Kamerun nach Europa zurückkehrte. Meine Eltern kamen 1938 im Heimaturlaub nach Bethel. Eine Wiederausreise 1939 wurde durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verhindert. Mein Vater übernahm eine Pfarrstelle am Diakonissen-Mutterhaus Sarepta in Bethel.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war mein Elternhaus häufig Anlaufstelle ökumenischer Besucher aus Afrika, Indonesien, England, USA und anderen Ländern. Ich fand diese Besuche immer spannend. So begegnete ich schon früh Menschen aus anderen Ländern. Oft erzählten meine Eltern uns Kindern von ihren Erlebnissen und Erfahrungen in ihrer eigenen Kind-

heit und in ihren Berufsjahren in Afrika. Viele Fotos machten ihre Erzählungen anschaulich. Meine Eltern sprachen immer sehr respektvoll von den Menschen, mit denen sie in Tansania gelebt und gearbeitet hatten. Das alles hat mich sehr geprägt und früh meine Wahrnehmung und mein Interesse weit über die Grenzen meines eigenen Lebensraumes geführt. So war es nicht verwunderlich, dass



der Wunsch in mir lebendig wurde, selber mit Menschen aus anderen Ländern in Kontakt zu kommen und bei und mit ihnen zu leben und als Christ Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Meine Frau Christa stammt ebenfalls wie ich aus einer großen Missionsfamilie, deren Einsatzbereiche in vielen Ländern dieser Welt waren, wobei Afrika in ihrer Familiengeschichte



der bedeutendste Kontinent ist. Wir beide hatten und haben die gleiche Einstellung zu den Menschen, mit denen wir unser Leben teilten und teilen.

Wer bin ich geworden dadurch, dass ich lange in Tansania gelebt habe?

Die zwölf Jahre meines Lebens und Arbeitens in Tansania haben mir gezeigt, dass die Gemeinschaft mit Menschen aus anderen Kulturkreisen und in anderen wirtschaftlichen Situationen für uns Europäer sehr lehr- und hilfreich in der Wertschätzung und Achtung ihrer Lebensform ist, sowie in der Bemessung der eigenen Ansprüche. Leben ohne Strom, Telefon, Fernsehen, Internet usw. grenzt zwar die Arbeitsmöglichkeiten ein, aber man lernt, sich damit zu arrangieren. Wenn man nur einmal im Monat die Gelegenheit hat, Artikel für den täglichen Bedarf der Menschen einzukaufen, für die man verantwortlich ist und für die

eigene Familie –, das war unsere Situation damals in den Fünfziger und Sechziger Jahren und Anfang der Siebziger Jahre sogar akut durch eine landesweite Lebensmittelknappheit – dann lernt man zu planen und wird in den eigenen Ansprüchen bescheiden. Wenn technische und medizinische Hilfen nicht kurzfristig oder nur sehr schwer, manchmal auch gar nicht zu bekommen sind, lernt man zu beten!

Das ist wohl die für mich bedeutendste Erfahrung und die größte Bereicherung meines Lebens: Die unmittelbare, alltägliche, helfende, tragende und Mut machende Beziehung zu Gott in wirklich allen Bereichen und Situationen des Lebens. Dafür danke ich Gott – und für das unmittelbare Miterleben der Lebenssituation der Menschen vor Ort, das mir ein noch größeres Verständnis für ihre Probleme, Nöte und Ängste und Respekt für ihren Glauben und ihr Vertrauen auf Gottes Hilfe vermittelte.



Helmut Scholten

MIXED IDENTITY GEBOREN IN BIELEFELD. AUFGEWACHSEN IN OSTAFRIKA.

Wenn ich neue Menschen kennenlerne, muss ich überlegen, was ich antworte, da andernfalls schnell Missverständnisse entstehen: „Und, wo kommst du her?“ „Aus einer Psychiatrie im tropischen Regenwald.“ „Nee, jetzt echt, ich meine wo wurdest du geboren?“ „In Bielefeld.“ „Bielefeld, das gibt’s doch nicht!“ Die Erfahrung, in einem anderen Kulturkreis aufzuwachsen, hat für mich, aber auch für mein Gegenüber, oft etwas Befremdliches. Sie erlaubt es mir, andere Perspektiven auf Dinge zu haben, löst aber auch das Gefühl aus, bestimmte Dinge verpasst zu haben oder unverstanden zu bleiben.

Wenn ich andere mit einer ähnlichen *mixed identity* treffe, stellt sich hingegen meist sofort das Gefühl der Verbundenheit ein und ein Austausch über die Erfahrungen entsteht schnell: „An was erinnerst du dich bei deinem Heimatbesuch?“ „Das Entsetzen der Freundin meiner Cousine, als wir ihr Meerschweinchen grillen wollten.“ Die Erfahrung der Entwurzelung und des gleichzeitigen Lebens an verschiedenen Orten verbindet und nur in diesem Kontext fällt es auf, dass die Pluralform des Begriffs Heimat kaum Verwendung findet. Nach dem Schulabschluss hatte ich im Jahr 2005 im

Rahmen des Anderen Dienstes im Ausland in einem AIDS-Waisen Projekt in Bukoba die Möglichkeit, das Land meines Aufwachsens wieder kennenzulernen und meine Erfahrungen aus der Kindheit neu einzuordnen. Seither haben sich die Länder meiner Heimatn grundlegend geändert und viele Erfahrungen sind zu Erinnerungen geworden, die kaum noch etwas mit der aktuellen Situation zu tun haben.

Dreißig Jahre nach der *Heimreise* und zwanzig Jahre nach der unglaublich bereichernden Erfahrung des Freiwilligendienstes arbeite ich heute als Mitarbeiter der Caritas in Kooperation mit der Diakonie in einer Erstaufnahmeeinrichtung für geflüchtete Menschen in Unterfranken. Hier müssen sich Menschen aus verschiedensten Ländern nach ihrer Ankunft melden. Sie haben aufgrund unterschiedlicher Krisen ihr Zuhause verlassen. Für die Menschen mit aktuell meist muslimischem Hintergrund macht es keinerlei Unterschied, ob ich für die Diakonie oder die Caritas arbeite und welche beruflichen Zertifikate ich habe. Im Mittelpunkt steht das Verständnis für die Situation des Gegenübers und die Unterstützung in zumeist prekären und von Repressalien gekennzeichneten Verhältnissen. Die



Diskrepanz zwischen hier und dort oder zwischen Träumen und Lebensrealitäten öffnet ein weites Feld für Begegnungen. Für mich ist dabei der Umgang mit den Unterschieden und deren Wertschätzung von zentraler Bedeutung.

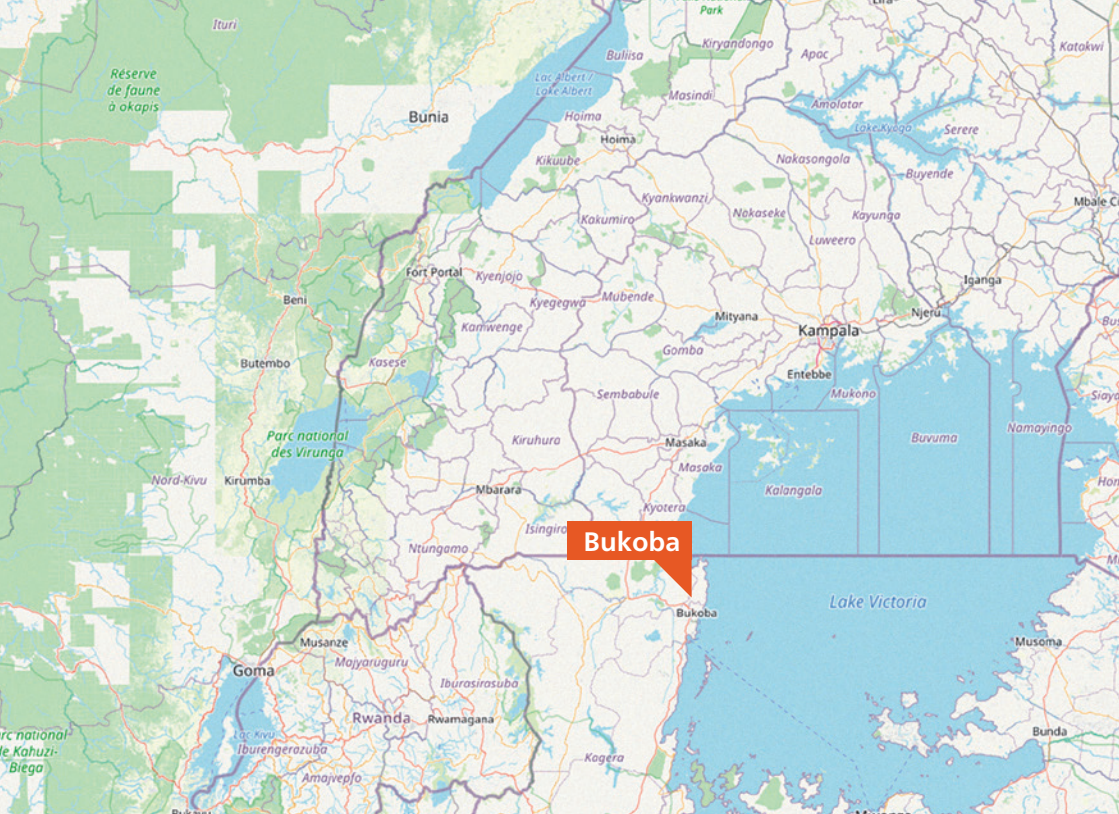
Seit einiger Zeit bin ich in meinem Arbeitsfeld vermehrt mit einer Politik konfrontiert, die auf Abgrenzung ausgerichtet ist. Damit einher geht ein Behördenhandeln, das Menschen Unterstützung verwehrt und ihre Bedürfnisse einschränkt. Rechtlich legitimiert werden mittlerweile täglich traumatisierte Menschen, die Schutz vor Verfolgung und Krieg suchen, durch den Entzug von Essen, Hygieneartikeln, medizinischer Versorgung und Barleistungen zu einer Ausreise in andere Europäische Staaten gezwungen. Dies bedeutet eine Trennung von nahen Verwandten und erzeugt Unsicherheit. Ich kenne prekäre Lebensbedingungen und Auswirkungen von Armut durch die Arbeit in Bukoba. Aber die interessenge-

leitete Instrumentalisierung von Unterversorgung und Ausgrenzung in einem Land des Überflusses macht mich fassungslos.

Einen Ausweg aus dieser Unsicherheit kann für Betroffene das Kirchenasyl sein, doch damit ist meines Erachtens die Aufgabe kirchlichen Handelns nicht erschöpft. Wenn unterschiedliche Welten aufeinandertreffen, kommt es zu Missverständnissen und zu Reibungen. Ambiguitäten sind auszuhalten und ihnen kann mit Humor oder Verstand begegnet werden. Eine Antwort der Kirchen auf diese Herausforderung kann nur auf Grundlage der Liebe zu dem Gegenüber gefunden werden und nicht auf einer Logik der Verwertbarkeit oder der Gewinnmaximierung. Gerade Religionen halten sich nicht an Nationalstaatsgrenzen und Geschwister sind überall zu finden. So habe ich nach den vielen Umzügen und in Zeiten der Adaption an neue Lebensorte erfahren, wie wichtig es ist, sich willkommen zu fühlen.



Florian Blauth

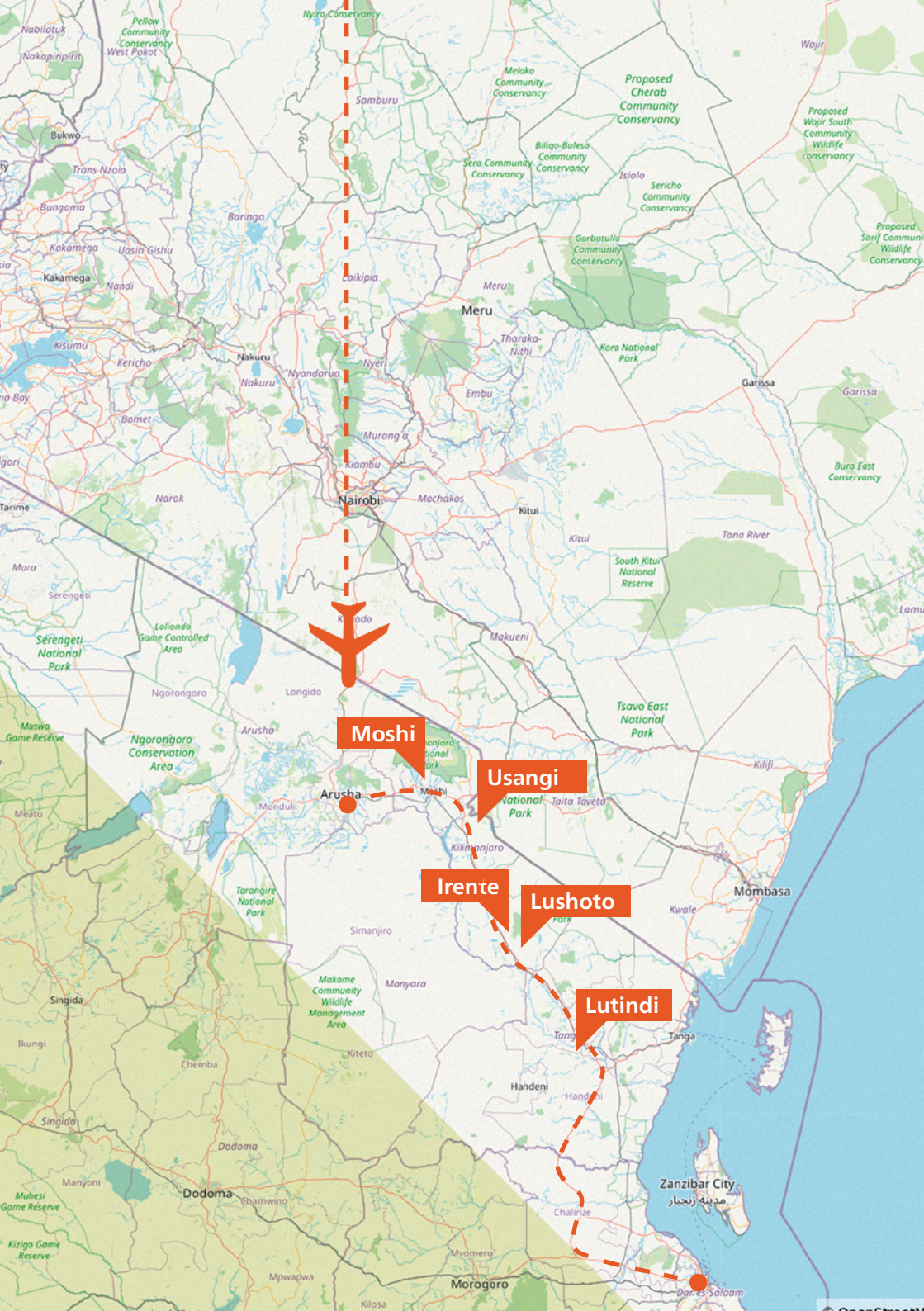


NACHHALTIGE EINDRÜCKE UNSERE DIAKONIE-REISE NACH TANSANIA



Serengeti, Kilimandjaro, Sansibar und Sandstrände mit 32°C Wassertemperatur. So findet man es in vielen Reisebroschüren. Und so ist es auch: Ein wunderschönes Land mit vielen Highlights und wundervollen Menschen, die trotz enormer Herausforderungen uns als Besuchenden herzlich begegnen.

Dreizehn Personen, davon neun aus Nazareth haben sich im Januar 2025 auf die Reise dorthin gemacht, um diakonische Einrichtungen zu besuchen, von denen viele von Bethel ausgehend dort gestartet wurden.



Warum diese Reise?

Diakonische Einrichtungen wurden in Tansania durch Anregung von Friedrich v. Bodelschwingh gegründet. Die gab es vorher nicht. Aber es gab viele Menschen mit Beeinträchtigungen, die keine oder kaum Hilfen bekamen. In den Jahren nach 1960 hat die Nord-Ost-Diözese (North-Eastern Diocese/NED-ELCT), heute mit Sitz in Lushoto, dort die Einrichtungen übernommen und weitergeführt. Die Bedingungen sind zum Teil aufgrund fehlender Finanzierung sehr schwierig. Es wird deshalb nach Bethel geschaut in der Hoffnung, partnerschaftliche Beziehungen weiter aufrechtzuerhalten. Von den Begegnungen, die wir hatten und hoffentlich auch weiter haben werden, profitieren nicht nur die Verantwortlichen



und Menschen dort in Tansania, sondern auch uns geben die Begegnungen wichtige und neue Impulse für uns persönlich und für unsere Arbeit in Bethel.

Begegnungen auf der Reise

Fröhliche Kinder im Kindergarten in Moshi, der von Monika Leber gegründet wurde, die heute im Kinderhospiz in Bethel arbeitet. Eine tolle Arbeit, die Monika aber auch viel Kraft gekostet hat und inzwischen vor Ort von einer tansanischen Mitarbeiterin hervorragend geführt wird.



Danach haben wir Massai kennen gelernt, die ganz anders leben als alle anderen Menschen in Tansania, sich vom Blut, der Milch und dem Fleisch ihrer Kühe ernähren, sofern sie ausreichend Tiere haben. Die offensichtliche Armut dort hat uns sehr berührt. Von Nazareth her unterstützen wir junge Massaimädchen aus den Familien, damit sie zur weiter-



führenden *Usangi Secondary School* gehen können und nicht schon mit vierzehn Jahren verheiratet werden.

Weiter ging es nach Irente zum Kinderheim, in dem viele Waisenkinder mit HIV-Erkrankung ihre ersten drei Lebensjahre verbringen. Das Kinderheim lebt nur von Spenden, da die Kindernothilfe ihre Unterstützung vor einigen Jahren beendet hat. Ebenfalls in Irente ist die Blindenschule mit vielen Kindern, die unter Albinismus leiden. Auch hier hat sich die Christoffel-Blindenmission (CBM) zurückgezogen, so dass die Finanzierung schwierig geworden ist. Dann noch die *Rainbow School*, eine Schule für Kinder mit schweren Behinderungen. Ihnen

fehlt eine Perspektive, was die Jugendlichen nach der Schule machen können. Die NED überlegt, dafür ein Ausbildungszentrum vor Ort zu errichten.

Danach haben wir uns auf den Weg zum psychiatrischen Krankenhaus Lutindi gemacht, in dem ich mit meiner Familie viele Jahre gelebt und gearbeitet habe. Das Krankenhaus hat Platz für 120 Patient*innen, aber es sind seit Jahren fast ständig 140 Menschen dort, die Hilfe benötigen. Im Land gibt es viel zu wenige Angebote insbesondere für junge drogenabhängige Menschen.

„Wenn einer eine Reise tut, ...“

Wer solch eine Reise unternimmt und sich darauf einlässt Augen, Ohren und das Herz zu öffnen, wird reich beschenkt mit unterschiedlichen Eindrücken. Trotz der schwierigen Lebenssituationen überwiegt das Erleben der Fröhlichkeit und Offenheit der Menschen. Ich nehme davon immer wieder viel in meinen Alltag mit.



Werner Blauth

UNVERGESSLICHE BEGEGNUNGEN

IN TANSANIA



Unsere Reise nach Tansania ist eine Reise für alle Sinne gewesen: Augen und Nasen, Ohren, Gaumen und der gesamte Organismus wurden mit ungewohnten und aufregenden Erlebnissen konfrontiert, die begeisterten, irritierten, beängstigten oder Fragen hinterließen. Neben aller Schönheit des Landes haben wir auch Orte und Situationen erlebt, in denen wir selbst nicht leben wollten oder auch nicht leben könnten. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir in unserem Kulturkreis u. a. Wohlstand, sauberes Wasser

und angemessene medizinische Versorgung als gegeben hinnehmen, musste dabei regelmäßig in Frage gestellt werden.

Es war wohlthuend und wichtig, dass wir unsere Gedanken, Emotionen und Fragen dazu bei den abendlich einberufenen „Sundowner“-Treffen mit Werner Blauth und untereinander besprechen konnten. Die Auseinandersetzung mit der Thematik „Wer oder was macht arm oder reich?“ ist während unserer Reise

ständiger Begleiter gewesen. Auch bei den vielen Begegnungen mit unterschiedlichen Menschen in verschiedenen Lebensumständen. Sehr viele Begegnungen sind mir in Erinnerung geblieben, nur von wenigen kann ich hier berichten.

Beim Besuch des Massai-Dorfes fühlte ich mich sehr fehl am Platz, als unsere Gruppe aus den Jeeps stieg, sich ganz touristisch in der sengenden Hitze mit Sonnenhüten und Wasserflaschen versorgte, und in Begleitung kleiner und großer Menschen an wenigen Häusern und glimmenden Feuerstellen zum Gemeindesaal geführt wurde. Dieser Saal war das Zentrum des Dorfes, das weit entfernt von Wasser- oder Stromversorgung, in einer sehr unwirtlich wirkenden,

dürren Landschaft angesiedelt liegt. Verschiedene Respektspersonen der Massai sowie der Bürgermeister hießen uns als Gäste herzlich willkommen. Nach mehreren Reden und Ehrerbietungen gab es die Gelegenheit, sich gegenseitig Fragen zu stellen. Einige Männer meldeten sich zu Wort. Schließlich stand eine Frau auf. Sie kam nach vorn und flüsterte leise ins Ohr des Mannes, der ihre Frage von Massai auf Suaheli übersetzte. Werner Blauth übersetzte sie dann für uns ins Deutsche. Ich ging davon aus, dass die Frau vielleicht Schwierigkeiten mit ihrer Stimme hatte. Später erfuhr ich, dass es den Massai-Frauen in Gegenwart von Männern nicht gestattet ist, sich in Gesprächen laut zu Wort zu melden. Von Kindesbeinen an haben dies natürlich





auch die Mädchen verinnerlicht, deren Schulbesuche unsere Gemeinschaft finanziell fördert.

Beim Besuch des Internats erklärte uns der Schulleiter, es falle den Mädchen unterschiedlich schwer, ihr unterordnen des Verhalten zu überwinden, um in der Klasse in Gegenwart eines männlichen Lehrers Gedanken und Antworten in normaler Lautstärke zu äußern. Sei dies einmal gelungen, würde deutlich, wie wissbegierig und klug die Mädchen seien. Er sei sehr stolz auf sie. Der Mut dieser Schü-

lerinnen und auch ihrer Familien, sich auf diese, sicher auch in der Zukunft, folgenreichen Lernerfahrungen einzulassen, haben mich mit tiefem Respekt erfüllt. Mein anfängliches Fremdheitsgefühl im Massai-Dorf ließ übrigens deutlich nach, als wir im weiteren Verlauf sangen, gemeinsam aßen und uns ungezwungenen mit Händen und Füßen austauschten.

Ganz anders beeindruckend fand ich das Engagement und Unternehmertum des Eigentümers von David Crater Homestay in Lushoto, wo wir in wundervollem Am-

biente zwei Nächte verbrachten. Der Besitzer, der uns drei Tage als Tourguide und Busfahrer begleitete und mit dem wir viele Gespräche führten, verfolgt den Traum, mit seiner selbstgebauten Lodge seinen Teil zur touristischen Entwicklung Lushotos und der Umgebung beizutragen. Während zweier Reisen nach Europa gewann er einen Eindruck, wie die Menschen dort „ticken“ und welcher Unterbringungsskomfort unerlässlich ist, um touristischen Standards zu genügen. Ich habe mich sehr gefreut, ihn als Menschen mit Vision und Tatendrang, als geschickten Handwerker, umsichtigen Geschäftsmann und freundlichen, kommunikativen Gastgeber kennenlernen zu dürfen.

Im Gedächtnis geblieben ist mir auch eine Begegnung auf dem Kunsthandwerkermarkt in Bagamoyo. Nicht wirklich in Kauflaune schlenderte ich beinahe an einem jungen Mann mit spastischer Halbseitenlähmung vorbei, der kleine Handwerksstücke verkaufte. Ich war zögerlich, ob ich etwas kaufen wollte, er aber verlor nicht die Geduld und zeigte mir sehr freundlich seine Verkaufswaren. Ein zweiter junger Mann kam dazu, der sich als Bruder des Verkäufers vorstellte. Ich hatte den Eindruck, er wollte mal eben nach dem Rechten sehen. Er habe

Kunst an der ArtSchool in Bagamoyo studiert und verkaufe eigene traditionelle Gemälde, erklärte er. Damit weckte er dann doch mein Kaufinteresse, denn mit einem Tinga-Tinga-Bild der Tierwelt Afrikas hatte ich schon länger geliebäugelt. Während er mir seine Bilder zeigte und ich überlegte, wie ich eines der Bilder unbeschadet nach Hause transportieren könne, tauschten wir uns darüber aus, woher wir jeweils kamen und unsere unterschiedlichen Berufswege.

Meine Erklärungen zu den diakonischen Stationen unserer Reise öffneten die Türen zum Austausch über das Leben mit Behinderungen, mit dem er als Bruder eines behinderten Menschen viele eigene Erfahrungen hatte. Wir führten ein langes intensives Gespräch, das weit über die Themen eines Verkaufsgesprächs hinausging. Beim Abschied bedankten wir uns gegenseitig für die Begegnung und den Austausch. So habe ich nicht nur ein schönes Bild, sondern auch eine von vielen besonderen Erinnerungen erworben.



Uta Braune-Krah



DREI SCHÜLERINNEN IM GESPRÄCH

Seit einigen Jahren unterstützen wir Schülerinnen aus der Gruppe der Massai, damit sie eine gute Schulbildung erhalten. Bei unserer Reise sollten wir sie in ihrem Internat treffen können. In Vorbereitung auf den NazarethBrief kam die Idee auf, Charlotte Beuter zu bitten, einigen der Schülerinnen, die in ihrem Alter sind, ein paar Fragen zu stellen, die man sich gegenseitig stellt, wenn man sich kennenlernen will, aber wenig bis gar nichts voneinander weiß. Charlotte hat sich darauf eingelassen, obwohl sie zu dem Zeitpunkt noch gar kein Gefühl für das ihr fremde Land und die Menschen haben konnte:

Als Älteste der Ältesten wurde ich ins Boot geholt und gebeten, einen Artikel für den NazarethBrief zu schreiben, weil ich zu Beginn der Sommerferien im letzten Jahr mit meiner Familie, Regine Buschmann, Heidi Kubasch und ihrer Mutter in Tansania war. Dort haben wir unterschiedliche Projekte besucht, mit denen Nazareth über die Jahre Verbindungen geschlossen hat.

Ich habe lange gebraucht, einen guten Start zu finden, um einigermaßen das Gefühl zu haben, einen Text zu schreiben, der zeigt, wie unterschiedlich, aber doch auch wie ähnlich an manchen Stellen das Leben von 15- bis 16-jährigen Mädchen in unseren beiden Kulturen ist. Auf alle Fälle wollte ich nicht das Gefühl haben, das Interview, das ich geführt habe, unangenehm darzustellen, sondern ausführlich und interessant, auch wenn die Fragen die ich mir überlegt habe, eher



oberflächlich sind, da die Kultur in Tansania mir einfach noch ziemlich fremd ist und der Lebensablauf ein ganz andere ist mit anderen Schwerpunkten und anderen Sichtweisen von Privilegien. Dadurch fiel es mir schwer einzuschätzen, was passende und angemessene Fragen sind.

An unserem zweiten vollständigen Tag in Tansania sind wir auf einem steinigem

und kurvigen Weg in die *Usangi Secondary School* hoch in die Pare-Berge gefahren. Auf rund 1.000 Höhenmetern angekommen, saßen wir für knapp eine Stunde in einem kleinen Raum, wo wir mit Vertretern der Kirchenleitung, der Schulleitung und dem Kollegium sowie den pädagogischen Mitarbeitenden über die Schule, die laufenden Projekte und die anderen Partnerschaften gesprochen haben. Danach kamen dann die fünf Schülerinnen dazu, die Nazareth mit



einem Stipendium unterstützt. Mit zwei von ihnen habe ich anschließend geredet: Neonongioni und Blandina.

Neonongioni ist 15 Jahre alt und hat drei Geschwister. Blandina ist 16 Jahre alt und hat fünf Geschwister. Sie essen beide sehr gerne Reis und ihnen gefallen die Farben der tansanischen Flagge sehr gut, besonders die Farbe Gelb, Neonon-

gioni findet zudem Grün schön. Blandina mag Elefanten sehr gerne, und Neonongioni mag Giraffen sehr. Da wir in einer Schule waren, reden wir natürlich auch über Schule. Dabei fällt mir auf, dass die Fächer, in denen die beiden unterrichtet werden, dieselben sind, wie die Fächer, in denen ich Unterricht habe, obwohl wir auf zwei unterschiedlichen Kontinenten leben. Und natürlich gibt es Fächer, die sie lieber mögen als andere. Blandina mag die Fächer Geschichte und Geographie, und Neonongioni interessiert sich für Biologie und Geographie. In Tansania ist es allerdings anders mit den Prüfungen: Nach jedem Jahr müssen die Schülerinnen und Schüler Tansanias in allen Fächern eine Prüfung ablegen. In der *Usangi Secondary School* arbeiten sie pro Tag um die vier Stunden nach dem Unterricht noch an Hausaufgaben. Danach haben die Mädchen dann noch Zeit, mit ihren Freundinnen etwas zu machen.

Das ganze Interview hat mir sehr deutlich gemacht, wie anders der Tages- und auch der Jahresablauf in dem Internat und vielleicht auch in einer Schule in Tansania überhaupt ist. Zugleich habe ich gemerkt, dass manches ziemlich ähnlich ist.



Charlotte Beuter

NI VIZURI TU PAMOJA! IT IS GOOD TO BE TOGETHER!

Musiktherapieprojekt
im Mental Hospital Lutindi,
Usambara-Mountains,
Tansania im Februar 2025



Die den Geist dieses Projektes prägende partnerschaftliche interkulturelle Begegnungshaltung ist im Come-together-Song formuliert.

Von der Aussendung in der Betheler Zionskirche, über das gemeinsame Singen in der Lutindi-Kirche, mit der Multiplikatorgruppe und den Klientinnen und Klienten im Lutindi Hospital – auf dieses Lid wurde immer wieder Bezug genommen. Oder um es mit diesem Wort aus dem Kisuaheli zu sagen: PAMOJA – lasst

uns schauen, was wir gemeinsam Sinnvolles machen, aufbauen, initiieren, an den Start bringen können.

Die in einem Vorkontakt mit Dr. Katyetye Marwa, dem Ärztlichen Leiter des Hospitals wahrnehmbare Unsicherheit bezüglich solch eines Projektes, konnte vom ersten persönlicheren Gespräch an ausgeräumt werden. Dabei half sehr, dass ich glaubwürdig meinen Respekt vor der hier geleisteten Arbeit unter schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen versichern

*1 For where are two or three or four
really good people – (may be more),
together in a peaceful mind,
will shine a hopeful light!*

konnte und mein Interesse daran, die vorhandenen Abläufen und Strukturen kennenzulernen. Mein Hinweis, nicht starre, unflexible, Abläufe behindernde Setting-Ideen aus Deutschland mitzubringen, sondern – aus der langjährigen Erfahrung als therapeutischer Dienstleister in Bethel – vertraut damit zu sein, das Angebot auf die tatsächlichen Bedarfe abzustimmen und in die vorhandenen Abläufe einzufädeln und gern auch sehr niederschwellige, therapeutische Kontaktangebote zu entwickeln, weckte das Interesse der tansanischen Gegenüber.

Nachdem sich anfängliche organisatorische Unklarheiten bzgl. des Workshops auf kurzem Wege im direkten Kontakt mit dem Sozialmanager der Diözese und Dr. Marwa regeln ließen, konnte dann der Workshop mit den Teilnehmenden Margreth Daudi Mwambwashi (Childrens Home, Irete), Makaranga Kamese (Mental Hospital, Lutindi), David Kiondo (Rainbow-School, Irete) beginnen.

Alles Teilnehmende mit guten musikalischen Fähigkeiten, hoher sozialer und empathischer Kompetenz und daran interessiert, eigene praktische Fähigkeiten in Bezug auf die Initiierung klientenzentrierter musikalischer Begegnungsangebote zu erweitern. Zur Gruppe gehörte zudem Florence Shemndolwa (Mental Hospital, Lutindi), die mit großem persönlichen Einsatz und ihrer Begeisterung für das Projekt sehr zu seinem Gelingen beigetragen hat.



Der erste Tag in der Multiplikatorgruppe war zunächst dem gegenseitigen Kennenlernen der Teilnehmenden gewidmet. Mit der Vorstellung der mitgebrachten Gitarren und Grundklangerinstrumente konnte dann gleich in das musiktherapeutische Konzept der „gestimmten Improvisation“ (Herrlich), eingeführt wer-



*2 For where are two or three or four
really good people – (may be more),
talking together in respect,
will shine a hopeful light!*

den. Beim Zusammenspiel mit dem auf einen Grundklang bezogen „gestimmten Instrumentarium“ stellten sich unmittelbar Verbindungen zu Liedern und Musiken aus der tansanischen Musikkultur ein. Spontanes musikalisches Interagieren und Singen begann. Der Bezug dieser Spielkonzeption zur ostafrikanischen Ngoma-Musizier-Praxis war hier schnell und eindrücklich erlebbar.

Bezogen auf die unterschiedlichen Spielvoraussetzungen der Workshop-Teilnehmenden wurden die Tage zudem genutzt für erste Gitarrenstunden, für gezielte Übungsanregungen zur Liedbegleitung und immer wieder für das Erproben im gemeinsamen Spielen und Singen.



Das alles waren gute Voraussetzungen für die Begegnungen mit den Klientin-

nen und Klienten im Hospital in den folgenden Tagen. In den zwischen diesen Begegnungen stattfindenden Einheiten des Teams der Multiplikatorinnen und Multiplikatoren wurde das im Kontakt mit den Klientinnen und Klienten Erlebte eingeordnet, wurden Anregungen zur Reflexion gegeben, kreativ-therapeu-



tisches Grundlagenwissen geteilt, aber auch spezielle Medien und Lieder für den Einsatz in der Praxis erstellt.

Neben der niedrigschwelligen Präsenz auf dem Gelände von Lutindi, aus der sich ständig angenehm wohlwollende, oftmals zunächst scheinbar beiläufige und dann gern wiederkehrende Kontaktmomente mit Klientinnen und Klienten, aber auch anderen Mitarbeitenden ergaben, führten wir in diesen zwei Wochen mehrere Großgruppenrunden mit bis zu ca. 50 Teilnehmenden durch.

*3 For where are two or three or four
really good people – (may be more),
walking together, side by side,
will shine a hopeful light!*

In diesen großen Runden stand das gemeinsame Singen im Vordergrund. Sich zusammensetzen, Lieder singen, damit Stimmungen teilen, aber auch Dampf ablassen, konstruktive emotionale Regulierung erfahren, z. T. auch Worte finden für das, was mal rausgebracht werden muss, die Erlaubnis zur Expression, das Erleben von tröstlichen Momenten, von Entspannungs-, Wohlfühl- und Erleichterungseffekten beim gemeinsamen Singen: In diesen Runden war eindrücklich, wie es den meisten Teilnehmenden spontan möglich ist, mit ihrem intuitiven, ausdrucksstarken und oft richtiggehend leidenschaftlichen Gesang eine besondere Ressource ihrer Kultur mit heilsamem Potenzial für sich zu aktivieren. Manchmal war der Ausgangspunkt eine einfache, schlichte Melodie, von einer oder einem Einzelnen in die Runde eingebracht, die kunstvoll und mit spontaner Ausdrucksfreude von Anderen stimmig aufgegriffen und musikalisch harmonisiert wurde. Das waren besondere, ergreifende Momente, von gemeinschaftlicher Kraft und heilsamer positiver Synergie. „We are singing here with passion!!“, wie es eine Klientin, nach einer dieser Sessions mit Nachdruck und Stolz bestätigte. Oder ein anderer Klient, der die Bedeutung, die es für den Einzelnen hat, sich als Teil solch einer positiven und dynamischen Ge-

meinschaft zu erleben, spontan für einen neuen Song mit den Worten „Ni vizuri tu pamoja – it is good to be together!“ auf den Punkt brachte.

Aus all diesen beeindruckenden Erlebnissen heraus entstand schon nach den ersten Begegnungstagen im Hospital die gemeinsame Idee, einige der besonderen z. T. in dieser Zeit neu entstandenen Lieder in der Kirche zu Gehör zu bringen. Die Klientinnen und Klienten als aktive Mitgestaltende des Gottesdienstes vorne im Altarraum: Welch starkes Statement, das von diesen Tagen ausging. Die Resonanz der Gemeinde auf die Premiere des neuen „Lutindi-Kwaya“ war begeistert und sehr wohlwollend und erfüllte die Aktiven mit Zufriedenheit und Stolz. Noch im Gottesdienst bat die Pastorin um weitere zukünftige Präsenz und aktive Beiträge des Lutindi-Chores in der Kirche.

Das zweite Hauptsetting des Projektes im Mental Hospital waren die musiktherapeutischen Besuche in den geschlossenen Bereichen. Hier ging es gemeinsam mit den Multiplikatorinnen und Multiplikatoren darum, wohlwollend unterstützende Begegnungen mit einzelnen Klientinnen und Klienten zu gestalten und Atmosphären und Stimmungen

*4 For where are two or three or four
really good people – (may be more),
singing together, 'gainst the dark,
will shine a hopeful light!*

feinfühlig musikalisch aufzugreifen. Gerade auch vorsichtige und zurückhalten-
de Menschen konnten so angesprochen
werden und fühlten sich in diesen acht-
samen Kontaktaufnahmen gut gesehen
und fassten Vertrauen. Auch in diesen
Situationen war es wieder von großem
Wert für mich als Therapeut aus Deutsch-
land, mit den Multiplikatorinnen und
Multiplikatoren gut vertraute Begleiten-
de an meiner Seite zu wissen.



Über unsere behutsamen musikalischen
Interventionen wurden Handlungs-
modelle für eine achtsame Begegnungs-
praxis miterlebbar. Die starke Resonanz kam
in vielen direkten Rückmeldungen zum
Ausdruck – besonders dann, als sich in
der das Ende des Projektes abzeichnete.
In einem speziellen Abschiedslied, ge-
meinsam mit der Gruppe der Multiplika-
torinnen und Multiplikatoren entwickelt,
wurden für diese besondere gemeinsa-

me Zeit einfache Worte gefunden und
die Bedeutung unserer Begegnungen
noch einmal gewürdigt. Die Traurigkeit
über den Abschied und die immense
Dankbarkeit über das gemeinsam Erleb-
te, konnte in unserer großen intensiven
Abschiedsrunde am letzten Projekttag
singend Ausdruck finden und geteilt
werden.

Die Feedbacks betreffs der Projekttag-
e und ihrer Wirkungen auf Mitarbeitende,
Klientinnen und Klienten und allgemein
das Miteinander in Lutindi ähnelten sich
in ihrem Tenor: „... die Atmosphäre hat
sich gewandelt, die Klientinnen und
Klienten sind glücklich und entspannter
nach den Musikbegegnungen. Musik
und Klänge sorgen für *good vibrations*,
tragen zur Verbesserung der Atmosphä-
re und Stimmung im Hospital bei, tun
einfach gut, angenehme, positive und
gemeinschaftliche Situationen entste-
hen...!“ Es war eben nicht der vielleicht
befürchtete moralische Fingerzeig von
Deutschland aus, was in Lutindi zu tun
sei, sondern eher die geteilte Erfahrung,
was konkret hier und jetzt für die Atmo-
sphäre im Hospital hilfreich ist, was dabei
hilft, Spannungen zu reduzieren, posi-
tives Angebot und (Tages-)Struktur zu
erleben und somit über das Erleben von
konstruktivem Miteinander und positiver

*Refrain Let your light shine – will shine a hopeful light
Let your light shine – will grow a hopeful sight
Let your light shine – will shine a hopeful light
Let your light shine – will end a lonely fight ...*

Gemeinschaft (PAMOJA) auch die gewünschten persönlichen Stabilisierungen und Neuorientierungen als Behandlungsziele zu unterstützen.



Bei der abschließenden Projektevaluation mit Dr. Katyetye Marwa am Ende dieser zwei intensiven Wochen in Lutindi wurde erneut die große gegenseitige Wertschätzung und Dankbarkeit für das gemeinsam Erlebte ausgesprochen. Ich selbst freue mich sehr und bin berührt von der herzlichen und offenen Aufnahme, freue mich über die starke Resonanz von Klientinnen und Klienten, von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie der Leitung auf diese für Lutindi zunächst ungewohnten Arbeitsformen.

Der zum Ausdruck gebrachte Wunsch und die Einladung zu einem weiteren

Projekteinsatz nach Lutindi zurückzukommen, um dabei zu unterstützen, die vorgestellten Arbeitsformen und -ansätze weiter für das Behandlungsangebot von Lutindi nutzbar zu machen und zu verankern, ist für mich eine sehr schöne Bestätigung meiner Arbeit und unserer freundschaftlichen Kooperation.

Ich persönlich wünsche Lutindi, das sich weiterhin in einer nicht einfachen wirtschaftlichen Lage befindet, die Investitionen und innovative Initiativen aus eigener Kraft zurzeit massiv erschwert, dass es dennoch immer wieder neue Kraft und Energie mobilisieren kann, um bei seinen Stärken zu bleiben, um behutsam seinen Weg zu gehen, mit guten verlässlichen Freundinnen und Freunden an seiner Seite. Inspiriert durch die Erfahrungen beim Musiktherapieprojekt ist inzwischen ein regelmäßiges wöchentliches Singangebot mit Klientinnen und Klienten in Lutindi begleitet von Florence Shemndolwa entstanden. Und wie schön: Wir bleiben dazu in Kontakt.



Michael Herrlich



WIR SETZEN ZEICHEN DER HOFFNUNG

Aktuelle Nachrichten aus Jerusalem

Unsere Nazareth-Schwester Sama Azar, geboren in Jerusalem, lebt und arbeitet heute in Hamburg. Sie bat ihren Vater, Dr. Sani Ibrahim Azar (Sohn unseres verstorbenen Bruders Charlie Azar) und ihre Schwester Sally Azar um aktuelle Informationen zur Situation in Palästina.

Ibrahim Azar, ehemaliger Bischof der Evangelisch-lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL), schreibt: Unsere Kirche ist in drei Ländern vertreten: in Palästina, in Jordanien und in Israel. Eine Pfarrerin und vier Pfarrer leisten die Gemeindearbeit. Zur Kirche gehören drei Gymnasien mit ca. 1.500 Schülerinnen und Schülern. Die Kirche verfügt auch über ein Diakonisches Zentrum und ein Zentrum für Gleichberech-

tigung sowie ein Umweltzentrum. Dazu hat die Kirche eine stabile Kinder- und Jugendarbeit. Die Situation im Lande ist zurzeit sehr schwierig. Das Ausbleiben der Touristinnen und Touristen macht viele Menschen arbeitslos. Jetzt sind unsere Straßen und Hotels leer. Aber wir palästinensischen Christinnen und Christen bleiben. Auch wenn sich unsere Lage weiter verschlechtert, halten wir fest an unserem ‚Sumud‘ – unserem Standhalten – und setzen unsere Mission hier fort.

Die Möglichkeit in Israel zu arbeiten, besteht nicht mehr. Es werden keine Genehmigungen für die Bewohnerinnen und Bewohner der Palästinensergebiete erteilt, um nach Israel kommen zu können. Außerdem war es im vergangenen

Herbst sehr schwierig für die Menschen zu ihrem Land zu kommen, um die Oliven zu pflücken, da die israelischen Siedler die Wege gesperrt hatten. Einige Schülerinnen und Schüler haben zurzeit auch Schwierigkeiten, zu den Schulen zu kommen, da verschiedene Straßen vom Militär und von Siedlern gesperrt werden. Die Menschen im Heiligen Land sehnen sich nach einem Leben in Freiheit und in Frieden. Sie wünschen sich ein Leben, das gesicherte Zukunft für die Kinder bietet. Wir können die Bibel aufschlagen und Gottes Verheißungen hören: dass das Leiden nicht ewig währt und dass die Tränen wohl die Nacht hindurchfließen, aber am Morgen Freude kommt.

Sally Azar, Pfarrerin der lutherischen Erlöserkirche in Jerusalem, schreibt:

Unsere Kirche, die ELCJHL, lebt und arbeitet unter Bedingungen, die den Alltag immer schwerer machen. Als Pastorin erlebe ich ganz konkret, wie schwierig es geworden ist, überhaupt zu unseren Gemeinden zu kommen. Zwischen den verschiedenen Orten liegen unzählige Checkpoints. Wege, die früher selbstverständlich waren, werden zu Hindernissen. Man plant Gottesdienste, Besuche und Seelsorge – und weiß nie, ob man ankommt.

Gleichzeitig erleben unsere Gemeindeglieder eine zunehmende Militär-

gewalt, besonders in Flüchtlingslagern. Hauszerstörungen, nächtliche Razzien, Festnahmen und Vertreibungen gehören für viele zum Alltag. Das sind keine Nachrichtenmeldungen – das sind die Geschichten der Menschen, mit denen wir beten, trauern und hoffen. Auch viele Farmerfamilien werden von ihrem Land und aus ihren Häusern verdrängt.

Mit dem Verlust ihres Landes verlieren sie nicht nur ihre Existenzgrundlage, sondern auch ihre Würde, ihre Geschichte und ihre Zukunftsperspektive. Hinzu kommen Straßensperren und zeitlich begrenzte Fahrverbote, die Palästinenserinnen und Palästinenser daran hindern, bestimmte Straßen zu nutzen, damit Israelis ungestört darauf fahren können. Diese Einschränkungen zerschneiden unser Leben – sie betreffen Arbeit, Schule, medizinische Versorgung und auch unser kirchliches Miteinander.

Und doch bleibt unsere Kirche präsent. Wir bleiben bei den Menschen. Wir hören zu, begleiten, feiern Gottesdienste, auch wenn der Weg dorthin schwer ist. In all dem versuchen wir, Zeichen der Hoffnung zu setzen – nicht, weil die Situation leicht ist, sondern gerade weil sie es nicht ist.

Sally und Ibrahim Azar

ZUM HÖREN:



Stachel und Herz – ein Podcast der Vereinten Evangelischen Mission (VEM).

Sarah Vecera und Thea Hummel reden über Diskriminierung in der Kirche und träumen von einer Gemeinschaft für alle. Die Vereinte Evangelische Mission ermöglicht mit diesem Podcast, Perspektiven in einer internationalen, ökumenischen Gemeinschaft zu schärfen.

kurzelinks.de/1e0g



MEHR DAVON ...

Es gibt viele Möglichkeiten, an den Themen rund um weltweite, lebendige Verbundenheit dranzubleiben.



HossaTalk – ein Podcast,

der sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Christsein in einer komplexen, widersprüchlichen und manchmal chaotischen Welt leben lässt. In Folge #244 sprechen die Gastgeber mit Claudia Währisch-Oblau über ihr Buch „Mission – geht’s noch?“ Ein spannendes Gespräch, der den Blick weitet und zum Hinterfragen von Vorurteilen einlädt.

kurzelinks.de/fjif



ZUM LESEN:

Währisch-Oblau, Claudia (Hg.)

Mission – geht's noch? Warum wir postkoloniale Perspektiven brauchen.

Gibt es eine postkoloniale Lesart der Bibel?

Was bedeutet es in einer Schuldgeschichte zu stehen? Und ist der sogenannte Missionsbefehl vielleicht überhaupt kein Befehl?

ISBN-13 978-3761570128

ZUM MITMACHEN:



Immer am ersten Freitag im März. Ein Gebet wandert über 24 Stunden lang um den Erdball und verbindet Frauen in mehr als 150 Ländern der Welt. Die Haltung, dass nur die finanzstarken Länder dabei etwas zu geben haben, hat diese Bewegung schon lange hinter sich gelassen.

kurzelinks.de/fjgc



Die Vereinte Evangelische Mission (VEM) ...

ist eine internationale, gleichberechtigte Gemeinschaft von 39 Mitgliedern, darunter 38 evangelische Kirchen in Afrika, Asien und Deutschland und die v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel. Die VEM verfolgt konsequent ein ganzheitliches Missionsverständnis.

www.vemission.org

AG Ökumenische Beziehungen

Die lebendige weltweite Verbindung spielte und spielt in Nazareth eine wichtige Rolle. Der Gemeinschaftsrat hat daher eine Arbeitsgruppe einberufen, in der regelmäßig insbesondere die ökumenischen Beziehungen unserer Gemeinschaft, aber auch in den v. Bodelschwinghschen Stiftungen insgesamt in den Blick genommen werden. Wer Interesse an der Mitarbeit in dieser AG hat, melde sich gern in der Geschäftsstelle.



Diakonische
Gemeinschaft
Nazareth

UNTER DEM SCHIRM DES HÖCHSTEN ...

Gewiss mehr als tausend Kilometer haben wir im Sommer auf den Straßen Tansanias zurückgelegt. Unterwegs fiel mein Blick ziemlich schnell auf ein vertrautes und doch außergewöhnliches Verkehrszeichen: Ein rotes Dreieck, das einen Menschen umrahmt, der an einem Zebrastreifen die Straße überqueren will. In Tansania finden sich rot gerahmt aber nicht nur Menschen auf zwei Beinen stehend oder gehend, sondern auch Menschen im Rollstuhl, mit (Blinden-)Stock oder einen Schirm über dem Kopf tragend. Auch ein durchgestrichenes Ohr ist mancherorts im roten Dreieck auf weißem Grund zu sehen.

Nicht alle Schilder waren in jedem Ort und nicht vor jedem Esel-mit-Streifen-Weg (*punda milia* heißt auf Suahili Zebra) zu finden. Das machte mich stutzig. Schließlich kam die Erklärung: Welche Schilder aufgestellt werden, ist abhängig davon, wer im Ort lebt und auf welche Schwierigkeiten einzelner Menschen beim Überqueren der Straße von Autos, Bussen und Lastkraftwagen Rücksicht genommen werden muss. Eindrücklich. Und bewundernswert.

Und der über dem Kopf getragene und aufgespannte Schirm? Der weist auf Menschen hin, deren Kopf besonderen Schutz benötigt: Menschen mit einer psychischen Erkrankung. Gerne hätte ich einen großen Schwung dieser Zeichen in meinen Koffer gepackt und mitgebracht; öffentliche und alltägliche Aufmerksamkeit für die besonderen Nöte unserer Mit-Menschen kann niemals schaden.



Friederike Beuter



Der NazarethBrief aus der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth/Bethel wird kostenlos an alle Mitglieder der Gemeinschaft sowie an Interessierte versandt. Einmalige oder regelmäßige Spenden zur Finanzierung des NazarethBriefes und unserer Arbeit nehmen wir gerne entgegen:

Herausgeber:

Gemeinschaftsrat der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth in der Stiftung Nazareth in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

Verantwortlich i.S.d.P.: Friederike Beuter

Redaktion: Friederike Beuter, Janina Förster, Nina Schmidt

Konzeption und Gestaltung:

unikat Werbeagentur GmbH, Wuppertal · www.unikat.net

Druck: proWerk – ServiceCenter Druck,
Quellenhofweg 27, 33617 Bielefeld

Anschrift: Diakonische Gemeinschaft Nazareth
Nazarethweg 7, 33617 Bielefeld
Telefon 0521 144-4152 · www.nazareth.de

Bankverbindung: KD-Bank

IBAN: DE70 3506 0190 2101 6600 12

BIC: GENODED1DKD

© 2026



Diakonische
Gemeinschaft
Nazareth

Nazarethweg 7
33617 Bielefeld
Telefon 0521 144-4152
gemeinschaft-nazareth@bethel.de
www.nazareth.de